

Inhalt

Vorwort: In was für einer Gesellschaft leben wir? 7

Teil I

Extreme Ungleichheit ist ein extremes Problem 19

1. Auftakt: Die Ungleichheit betritt die Bühne 20
2. Extreme Ungleichheit: Es steht viel auf dem Spiel 40
3. Der Vorhang lichtet sich 73

Teil II

Eine kurze Geschichte der deutschen

Erbschaftsteuer 89

4. Ein wenig Theorie und Methode: Was für ein Theater 90
5. Nach dem Ersten Weltkrieg: Kapitalismus, Sozialismus?
Hauptsache Demokratie! 100
6. Erzbergers Rückverteilung durch den starken Staat 104
7. Nach 1922: Lasst die Wirtschaft nur machen 112
8. Hitlers helfende Hände 117
9. Nach dem Zweiten Weltkrieg: Siegeszug des
Kapitalismus 119
10. Die Zeit des Ordoliberalismus: Jeder ist seines Glückes
Bäcker 124
11. Für kurze Zeit Keynesianer 134
12. Im Griff des Neoliberalismus 144
13. Die heutige Erbschaftsteuer – keine starken
Befürworterinnen, viele starke Gegner 158
14. Vom Schwert der Demokratie zum hölzernen
Kochlöffel 164

Teil III

Die Wirtschaftselite über Staat, Steuern und Ungleichheit 171

- 15. Blackbox Wirtschaftselite 172
- 16. Über Ungleichheit, Staat und Steuern 177
- 17. Erbschaftsteuer – wenn schon eine Steuer auf Vermögen, dann bitte diese 195
- 18. Wahrheit oder Mythos? – die Narrative der Wirtschaftselite 208
- 19. (Kleiner) Vorschlag für eine gerechte Erbschaftsteuer 231

Teil IV

Grunderbe: Die gerechte Wunderwaffe 237

- 20. Im Zeichen der Versöhnung 238
- 21. Wunderwaffe gegen die Ungleichheit 243
- 22. Im Namen der Gerechtigkeit 253

Nachwort: Welche Gesellschaft wollen wir? 274

Dank 283

Anmerkungen 284

Literatur 304

Machen wir ein Experiment: Mit jedem Millimeter im Buch wächst das Vermögen um 1,5 Millionen Euro. Hier beginnen wir mit 0 Euro. An der rechten Kante dieser Doppelseite beläuft sich das Vermögen folglich schon auf 350 Millionen Euro. Was glauben Sie, wie viele Seiten Sie blättern müssen, um bei den reichsten Deutschen anzukommen?

└-----
0 Euro
Vermögen

Vorwort

In was für eine Gesellschaft
leben wir?

In den vergangenen Jahren sprach ich mit den mächtigsten Menschen des Landes über Ungleichheit. Genau genommen sprach ich auch mit den mächtigsten Menschen Mexikos. Doch dieses Buch handelt vor allem von Deutschland: von der extremen Vermögensungleichheit in unserem Land; davon, dass Deutschland keine Leistungs-, sondern bereits Stand heute eine Erbesgesellschaft ist. Eine Gesellschaft also, in der es zunehmend darauf ankommt, in welche Familie man geboren wird und wie groß die Erbschaft wird, die einem eines Tages in den Schoß fällt.

Die größten Vermögen und zugleich die größten Erbschaften sind mittlerweile so extrem, dass allein zwei Familien zusammen mehr Vermögen besitzen als die gesamte ärmere Hälfte der deutschen Bevölkerung. Zwei Familien haben somit mehr als 42 Millionen Menschen. Ein Skandal – und doch bleibt der Aufschrei aus. Weil vielen das Bewusstsein fehlt, wie extrem die Ungleichheit tatsächlich ist. Weil die Ungleichheit derart groteske Züge angenommen hat, dass sie unsere Vorstellungskraft sprengt. Weil Mythen unseren Blick auf Fragen der Gerechtigkeit vernebeln. Und vielleicht auch, weil uns die Lehren aus unserer Vergangenheit fehlen, um die Ereignisse und Entwicklungen der Gegenwart und Zukunft besser begreifen zu können. Wir machen daher in diesem Buch einen Ritt durch 100 Jahre Geschichte, erkunden, was uns an diesen Punkt brachte, und blicken dabei vor allem auf die wirtschaftliche und auf die politi-

sche Elite: Wie stehen diese einflussreichen Teile unserer Gesellschaft heute zu Staat, Steuern und Ungleichheit?

Ungleichheit ist eine der größten Herausforderungen unserer Zeit. Wenn es uns nicht gelingt, dem wachsenden Trend Einhalt zu gebieten, gefährden wir nichts Geringeres als unsere Demokratie und unser Klima. Dass diese steile These keine bloße Meinung ist, sondern den aktuellen Stand der Forschung abbildet, werde ich in diesem Buch sachlich und im Detail darlegen.

Ich möchte niemanden auf die Folter spannen: Es gibt Lösungen für dieses Problem, und es ist an uns, die nötigen Werkzeuge in die Hand zu nehmen. Ja, ich gestehe: Ich bin Optimistin. Aber das hat auch gute Gründe. Der Blick in die Vergangenheit hat mich gelehrt, was es braucht, um Ungleichheit zu senken. Schritt Nummer eins: begreifen, dass sie weder gottgegeben noch ein Naturphänomen ist. Ungleichheit ist ein politisches Phänomen. Und als solches lässt sie sich auch politisch lösen. Dieses Buch zeigt auf, wie der Weg aus der Erbgengesellschaft hin zu einer stärkeren Demokratie gelingen kann. Was Sie hier in Händen halten, ist das Ergebnis jahrelanger Forschung, zahlreicher Interviews mit führenden Akteuren* aus Wirtschaft und Politik, herausgezogen aus einem tiefen Strudel der Analyse, um das Verständnis über die Zusammenhänge von Ungleichheit zu schärfen.

Dass ich meine Erkenntnisse mit Ihnen teilen kann, ist selbst das Ergebnis von Ungleichheit. Einer Ungleichheit, die mein Leben früh gezeichnet und mich später fasziniert hat.

Als meine Eltern nach Deutschland kamen, hatten wir nichts. Keine Wohnung, keine Möbel, noch nicht einmal der Sprache waren wir mächtig. Meine Mutter war hochschwanger und zog mit mir – keine zwei Jahre alt – und meinem Vater von Polen nach Deutschland. Wir wollten in der Wohnung meiner Groß-

* Ich habe mich dafür entschieden, in diesem Buch abwechselnd männliche und weibliche Formen zu benutzen. Es sind immer alle Geschlechter gemeint.

eltern unterkommen, die kurz vor uns nach Kiel gezogen waren. Doch weil uns die Nachbarn verpöfften, mussten wir wieder aus der kleinen Sozialwohnung in Mettenhof, einem sogenannten Brennpunktstadtteil, ausziehen. Und zwar buchstäblich sofort, denn andernfalls würden meine Großeltern ihre Wohnung verlieren, und wir alle würden auf der Straße landen. Aber wo sollten wir hin? Als mein Bruder auf die Welt kam, ging es für ihn vom Krankenhaus ins Obdachlosenheim. Meine Eltern nannten ihn Kevin. Sie wussten es nicht besser.*

Weil mein Urgroßvater Deutscher war, durften mein Opa, mein Vater und schließlich auch mein Bruder und ich die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen. Auch wenn die ersten Monate extrem schwierig waren, glaubten meine Eltern fest daran: Der deutsche Pass sei das Ticket in ein besseres Leben. Mein Bruder und ich würden es eines Tages hier besser haben.

Das Obdachlosenheim lag in der Kaiserstraße 40 und war einst das Hotel *Medusa*. Es lag in einem anderen Brennpunktstadtteil, Gaarden, und war so heruntergekommen, dass längst keine Gäste mehr kamen. Der Spanier, der das Heim leitete, vergab die Zimmer an Migranten wie uns, an Polen oder Rumänen. Ein eigenes Bad oder eine eigene Küche gab es nicht. Wir teilten sie uns mit den anderen Familien. Was wir vier hatten, waren unsere vier Wände: ein Zimmer. Das Sozialamt zahlte, bis es nach einem Jahr in unsere erste eigene Wohnung in der Saarbrückenstraße am Südfriedhof ging. Wenn ich heute meine Eltern von den ersten Monaten und Jahren erzählen höre, staune ich nicht schlecht, wenn ich mir ausmale, wie stark und groß die Hoffnung auf ein besseres Morgen gewesen sein muss.

Meine Mutter stellte schnell fest, dass sie mit ihrem abge-

* Namen wie Kevin und Chantal werden als Ausgrenzungsmerkmal aufgefasst. Es sind Namen, die in ärmeren Klassen häufiger vorkommen und die mit frech, verhaltensauffällig und leistungsschwach verbunden werden (vgl. Abou 2024, S. 36). Wenn Sie glauben, Kevin sei schon schlimm, mein Bruder hat auch einen zweiten Vornamen: Peter.

schlossenen Physikstudium in Deutschland nicht viel anfangen konnte und machte, mit zwei Babys auf dem Arm, eine Ausbildung zur Buchhalterin. Mein Vater hatte sein Philosophie-Studium in Polen abgebrochen, ganz so, wie es sich für einen guten Philosophie-Studenten gehört (das scheint international zu gelten). In Deutschland angekommen, wurde er Krankenpfleger und arbeitete meist in Nachtschichten im Universitätsklinikum. Was die beiden in den ersten Jahren verdienten, war zwar nicht viel. Aber es reichte, um damals einen Kredit aufnehmen zu können und ein kleines Endreihenhäuschen für unsere vierköpfige Familie zu kaufen. Wir zogen in eine schmale, schöne Straße, an deren Ende die Grundschule Wellsee mitsamt Bibliothek war. Die Bibliothekarin hieß Frau Schmidt. Eine kleine und alte, sehr zierliche Dame, mit kurzen weißblonden Locken und einer recht dicken Hornbrille auf der Nase. Jeden Donnerstag öffnete sie die kleine Bibliothek für einige Stunden. Ich liebte die kleine Bibliothek. Und ich liebte Frau Schmidt.

Als ich etwa acht Jahre alt war, besuchten meine Familie und ich die Patentante meines Vaters in Mexiko-Stadt. Mit 20 Millionen Einwohnern war Mexiko-Stadt damals die weltweit größte Metropole und somit eine ganz andere Welt als jene, die wir bis dahin erlebt hatten. Meine Familie in Mexiko ist reich. Und mächtig. Der erste Ehemann meiner Großtante war der Enkel des ersten demokratisch gewählten Präsidenten von Mexiko, Plutarco Elías Calles. Als Kind lernte ich den zweiten Ehemann meiner Großtante kennen, meinen Großonkel Miguel. Miguel war einer der beeindruckendsten Menschen, denen ich zeit meines Lebens begegnete. Er war klug und besonnen, herzlich und bescheiden, und er erschien mir als wandelndes Lexikon auf zwei Beinen. Ich glaubte wirklich, er wisse alles. Selbst Deutsch konnte er sprechen. Wir würden im Salon, der sich über zwei Etagen erstreckte, beieinander sitzen, beim Kamin oder am Klavier, und ich würde darauf warten, wieder in seinen Bann gezogen zu werden: wenn er mir von den Azteken,

Inkas und Mayas erzählte, von seiner Arbeit als Archäologe, als Architekt, bei den Vereinten Nationen oder von den unzähligen Reisen, von denen er und meine Großtante Kunst aus aller Welt mitbrachten. Kunstwerke und Bücher füllten den Raum in seiner Gänze aus.

Doch draußen, vor den bewachten Toren der geschlossenen Wohnanlage im wunderschönen Stadtteil Coyoacán, war das Pflaster ein anderes. Noch nie hatte ich so viele Menschen auf den Straßen sitzen, arbeiten, tanzen, musizieren sehen. Sie bereiteten Essen zu, knüpften Puppen, flochten Körbe, einige bettelten und kamen mit ausgestreckter Hand auf mich zu. Junge, Alte, ganz Junge und ganz Alte, sie alle schienen ihr Leben vor uns auszubreiten.

Als wir meinen Onkel treffen wollten – der im Übrigen, nach meinem Großonkel benannt, ebenfalls Miguel heißt –, bat uns dieser darum, dass wir uns direkt zum Essen verabreden. Damals war er gerade frisch mit seiner Doktorarbeit in Wirtschaftswissenschaften fertig, hielt das Diplom der amerikanischen Elite-Universität Harvard in Händen und trat direkt darauf eine Stelle im Finanzministerium an. Zu Hause war er nur zum Schlafen. Am Tag unserer Verabredung wurden wir von seinem Chauffeur in einer schwarzen Limousine vor dem Haus abgeholt und ins Restaurant kutschiert. Wir fuhren durch die Straßen der Metropole, und ich erinnere mich an meine Gedanken und Gefühle, die Achterbahn fuhren: Wie konnte es eine solche Gleichzeitigkeit von Armut und Reichtum geben? Das waren die Welten, die ich kennenlernte. Die Kontraste, zwischen denen ich mich bewegte, die mich bewegten.

Zwei Jahrzehnte später, inzwischen war es 2019, begann ich meine Doktorarbeit in Politikwissenschaft zu schreiben. Unbedingt wollte ich weiter über Ungleichheit forschen. Unbedingt sollte es um Vermögensungleichheit gehen. Als ich überlegte, welche Länder ich unter die Lupe nehmen wollte, schaute ich mir das wohl bekannteste Standardmaß der Ungleichheit an, den

sogenannten Gini-Koeffizienten.* Der Gini verläuft zwischen 0 und 1, wobei 0 heißt, alle hätten gleich viel, und 1 bedeutet, einer hätte alles. Ich staunte wirklich nicht schlecht, als ich erstmals sah, dass der Vermögens-Gini von Deutschland auf demselben Level ist wie der Vermögens-Gini von Mexiko. Diese beiden Länder sind so unterschiedlich, und doch haben sie dies gemeinsam: Sie zählen mit einem Gini-Index von etwa 0,8 zu den ungleichsten Demokratien der Welt.

Ich würde also diese beiden Staaten vergleichen, Deutschland und Mexiko, um dann herauszuarbeiten, was sie – bei aller Unterschiedlichkeit – gemeinsam haben.¹ Während ich 20 Jahre nach meinem ersten Besuch in Mexiko-Stadt über das Thema meiner Doktorarbeit grübelte, hatte mein Onkel Miguel eine steile Karriere hingelegt. Unter anderem war er für einige Jahre Stellvertretender Finanzminister von Mexiko. Er würde mir, wie sich noch zeigen sollte, für meine Forschung Türen öffnen, an deren Schwellen andere nicht einmal hätten treten dürfen. Ich wiederum hatte gerade meine Ausbildung zur Pressereferentin absolviert und arbeitete als studentische Hilfskraft im Bundestagsbüro einer Abgeordneten. Das erklärt, warum die mächtigsten Menschen Deutschlands und Mexikos mit mir Interviews führten.

Auch wenn es im Folgenden vor allem um Deutschland gehen wird, gibt es eine Anekdote aus Mexiko, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte. Weil sie exemplarisch für das steht, was wir dort wie hier, was wir überall vorfinden. Nachdem einer der mächtigsten Wirtschaftsbosse Mexikos – nennen wir ihn einfach mal Carlos** – und ich ein einstündiges Interview führten, meinte er, es habe ihm Spaß gemacht, mit mir zu diskutie-

* Benannt nach dem italienischen Statistiker Corrado Gini (1884–1965).

** Nachdem ich meine Interviews in Mexiko abgeschlossen hatte, fiel mir auf, dass ich mit mehr Männern namens Carlos sprach als mit Frauen insgesamt. Der Name und Details der Geschichte sind geändert, um die Identität meines Interviewpartners zu schützen.

ren. «Das war keine Diskussion. Das war ein Interview. Ich habe eine ganz andere Sicht auf die Dinge als du», antwortete ich. Bei meiner nächsten Forschungsreise nach Mexiko wollten wir uns wiedersehen, diesmal um wirklich zu diskutieren. Wir trafen uns in seinem Apartment. Wenn er in Mexiko-Stadt ist, residiert er im Stadtteil Polanco in einem der besten Hotels der ganzen Stadt, im 19. Stock. Er zahlt aber nicht pro Nacht. Das gigantische Apartment gehört ihm. Ich setzte mich auf die Couch, vor mir stand, so Carlos, «der beste Whisky der Welt». Zu meiner Linken hing ein echter Rafael Coronel. Coronel ist für Mexiko, was Andy Warhol für Amerika ist. Ich mag Coronel. Ich mag Whisky. Und ich mochte den Panoramablick über die Metropole. Wir diskutierten also. Dass wir in vielen Punkten völlig entgegengesetzte Positionen vertraten, überraschte uns nicht. Es machte Spaß, wir hörten einander zu und gingen auf die Argumente des anderen ein. An einer Stelle hakte ich ein:

Linartas: «Das siehst du so, weil du reich bist.»

Carlos: «Ich schwöre dir, nein. Meine Art zu leben ist sehr simpel.»

Linartas: «Also bitte, das stimmt nicht. Das hier ist ein unglaubliches Apartment. Und natürlich bist du reich.»

Carlos: «Ich gehöre zu den ganz kleinen Fischen.»

Sosehr ich Carlos auch schätze, an dieser Stelle möchte ich doch darauf beharren: Er ist reich. Bis zu diesem Gespräch glaubte ich, dass der CDU-Politiker Friedrich Merz es nicht ernst gemeint haben könne, als er vor einigen Jahren davon sprach, zur oberen Mittelschicht zu gehören. Tatsächlich hatte sich Merz dank seines ehemaligen Postens im Aufsichtsrat der deutschen Tochtergesellschaft des weltweit größten Vermögensverwalters Blackrock ein Vermögen von 12 Millionen Euro aufbauen und sich ein Flugzeug zulegen können – eine Diamond-DA62-Propellermaschine mit fünf Sitzen, Kostenpunkt fast eine Million

Euro.² Doch als er 2018 der *Bild* ein Interview gab, meinte er von sich, dass er «sicher nicht» zur Oberschicht zähle.³ Das Absurde ist: Neben dem mexikanischen Wirtschaftsboss wirkt Merz in der Tat geradezu bescheiden. Das Phänomen der maßlosen Fehleinschätzung scheint weitverbreitet. Und tatsächlich zeigen Studien: Das ist es auch.⁴ Dabei wollen nicht nur die Reichen Mitte sein. Auch Menschen in Armut glauben daran, dass sie es wären.

Wenn alle glauben, sie wären weder arm noch reich, wenn alle meinen, sie würden zur Mitte gehören, dann braucht es auch keine entsprechende Politik der Rückverteilung, die die Menschen von den oberen und unteren Rändern einander näher rücken lässt. Wenn die Bevölkerung nicht um die extreme Vermögensungleichheit und ihren Platz in der Gesellschaftspyramide weiß: Wie sollen wir dann überhaupt in der Gesellschaft diese Debatte führen? Wie Forderungen der Rückverteilung an die Politik formulieren? Der französische Dadaismus-Künstler Marcel Duchamp hat einst gesagt: «Es gibt keine Lösung, weil es kein Problem gibt.»* Das verdeutlicht die Misere sehr gut: Wo die Menschen kein Problem erkennen, da braucht es auch keine Lösung.

Dabei ist die extreme und wachsende Vermögensungleichheit eine der größten Herausforderungen unserer Zeit. Genau diese These möchte ich gleich zu Beginn belegen. Wenn wir es nicht schaffen, die Ungleichheit zu reduzieren, wird sich unsere Gesellschaft immer weiter spalten. Menschen in Armut und in der Mitte der Gesellschaft würden ihr ohnehin bereits schwindendes Vertrauen in politische Institutionen weiter verlieren. Ungleichheit wirkt wie Dünger auf dem braunen Nährboden extremistischer Parteien, die unsere Demokratie vollends zu demontieren drohen. Zugleich würde es zunehmend schwerer, der Einflussnahme der Vermögenden auf Gesetzgebungsverfahren entgegenzutreten. Allem voran ist die Ausgestaltung der Steu-

* Im Original sagte Duchamp 1945: «Il n'y a pas de solution parce qu'il n'y a pas de problème.»

erpolitik Ausdruck der Interessen einer mächtigen Lobby und führt dazu, dass Arbeit und Leistung sich immer weniger lohnen, während zugleich die reichsten Dynastien in Deutschland ihre Vermögen und ihre Macht weiter ausbauen. Dabei charakterisiert die reichsten Familien Deutschlands bereits jetzt vor allem eins: Sie sind Erben. Die Vorstellung, Deutschland wäre eine Leistungsgesellschaft, ist eine Mär. Mittlerweile wird mehr als die Hälfte aller Vermögen nicht selbst erarbeitet, sondern geerbt oder als Geschenk empfangen. Tendenz steigend. Bei Milliardenvermögen trifft dies gar auf vier von fünf Vermögen zu.

Ohne eine Trendumkehr ist nicht nur unser gesellschaftlicher Frieden in Gefahr: Je reicher einzelne Individuen sind, desto mehr CO₂ stoßen sie aus. Es ist eben nicht nur eine Frage des Verhältnisses von Arm und Reich. Exzessiver Reichtum, der *Über*reichtum der wenigen, ist auch einfach zu viel. Wenn wir den Überreichen gestatten, dass ihre Vermögen immer größere Dimensionen annehmen, wird auch ihr CO₂-Ausstoß immer weiter wachsen und die Klimaziele von Paris in unerreichbare Ferne rücken. Doch das muss so nicht sein.

Ungleichheit wurde schon einmal durch politische Maßnahmen stark reduziert. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es vor allem Steuern auf hohe Vermögen, die dazu führten, dass die Schere zusammenging. Mit Blick darauf, welche Rolle Erbschaften heutzutage – und in Zukunft in noch größerem Maße – spielen, widmen wir uns daher der Erbschaftsteuer. Sie ist eins der mächtigsten Werkzeuge, um die fortschreitende Ungleichheit über Generationen hinweg effektiv zu bekämpfen. Seit dem Ausruf der Weimarer Republik im Jahr 1919 hat die Erbschaftsteuer Stärkungen als auch Schwächungen erfahren.

Wir werden auf ein Jahrhundert der Auf und Abs zurückblicken und sehen, was genau dazu führte, dass sie manches Mal geschwächt wurde, und was es braucht, um sie zu stärken. Das Grandiose an einem so langen Überblick von einhundert Jahren ist, dass uns die Flughöhe erlaubt zu erkennen, wie sehr sich die

Dinge gedreht und gewendet haben. Die Erbschaftsteuer wurde nicht immer als ein Jobkiller verstanden. Sie bedrohte früher nicht das Häuschen der Oma. Es gab auch Zeiten, in denen es weitestgehend Konsens war, dass sie eins der wichtigsten Werkzeuge überhaupt ist, um die Ungleichheit zu senken, Gerechtigkeit walten zu lassen und die Demokratie zu stärken – ja, überhaupt die Demokratie möglich zu machen. Betrachten wir also, wie sich die Sicht der politischen Elite, also all derjenigen, die an der Ausarbeitung der Gesetzestexte mitwirkten, seit der Weimarer Republik gewandelt hat.

Die politische Elite ist das eine. Doch wie steht es eigentlich um die Elite, der sogar eine noch größere Macht zugesprochen wird? Wir wissen um die Macht der Wirtschaftselite, politische Ergebnisse, die politische Agenda und die öffentliche Meinung maßgeblich zu beeinflussen. Doch wie steht es überhaupt um *ihre* Präferenzen? Was halten die mächtigen DAX-Vorstände von Staat, Steuern und konkret von der Erbschaftsteuer? Im Rahmen meiner Doktorarbeit habe ich die Chefs von Siemens, BASF, RWE, E.ON & Co. in Interviews genau dazu befragt. Die Einblicke, die mir Joe Kaeser, Martin Brudermüller, Markus Krebber, Leonhard Birnbaum und viele mehr gewährten, sind einzigartig, überraschend und spannend. Die erste Erkenntnis: Es gibt nicht *die eine* Wirtschaftselite. Die zweite: Eine kritische Betrachtung offenbart den hohen Mythengehalt vieler ihrer mächtigsten Narrative.

Wenn wir verhindern wollen, dass Deutschland vollends zu einer Erbengesellschaft verkommt, benötigen wir eine tiefgreifende, ganzheitliche Strategie. Eine Maßnahme allein ist nicht genug. Was wir brauchen, ist ein wahrer Paradigmenwechsel – sprich: ein Wandel der höchsten Ziele in unserer Gesellschaft und der Werkzeuge, die es zur Erreichung dieser Ziele braucht. Es ist dabei von größter Bedeutung, die verfassungswidrige Erbschaftsteuer endlich gerecht zu gestalten. Es ist an der Politik, darauf zu achten, dass sich Vermögen nicht in den Händen we-

niger konzentriert. Wir sollten aber nicht nur von oben nehmen, sondern auch bei der Vermögensbildung von unten anpacken. Wissenschaftlerinnen haben wiederholt aufgezeigt, dass wir vor allem über eine Idee nachdenken sollten, wenn wir die Ungleichheit wirklich schnell und effektiv senken wollen: das Grundeerbe. Doch das Grunderbe ist mehr als nur eine Wunderwaffe gegen Ungleichheit. Es sind auch Fragen der Gerechtigkeit, die sehr stark für eine Einführung sprechen. Es ist an der Zeit, dem Grunderbe den Raum zu geben, den es verdient hat, und es endlich genau zu betrachten.

Worum es mir geht, ist Ungleichheit als eine der größten Herausforderungen unserer Zeit be-/greifbar zu machen. Was es dafür braucht, ist eine grundlegende Übersetzungsarbeit der Erkenntnisse der Wissenschaft der letzten Jahre in eine allgemein verständliche Sprache. Wir können die Debatte über eines der drängendsten Probleme unserer Zeit nicht nur Expertinnen überlassen. Um es in aller Deutlichkeit klarzustellen: Dies ist kein essayistischer Meinungsbeitrag. Auch wenn dies kein klassisches akademisches Werk ist, so fußt es doch auf meiner Doktorarbeit.* Es basiert aber auf etwas noch viel Größerem. Auf der Hoffnung, hier ein Buch zu liefern, das eindrücklich ist, das Stoff für Gespräche liefert. Das hilft, allen Leserinnen einen weiten und kritischen Blick auf das Thema zu werfen. Und vor allem hoffe ich eines: dass es im besten Sinne, im Sinne des Optimismus, ansteckend ist und Mut macht. Denn die wichtigste aller Erkenntnisse ist die: Dass die Lösungen gegen Ungleichheit in unserer Hand liegen.

* Alle, die es ganz genau wissen möchten, lade ich herzlich dazu ein, meine Doktorarbeit *Different But Same* (Linartas 2023b) zu lesen. Dort sind beispielsweise alle Gesetzesänderungen der Erbschaftsteuer im Detail beschrieben.